

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Ann Cleeves

Im kalten Licht des Frühlings



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

5

Sandy Wilson überquerte das Feld mit zögernden Schritten. Vor ein paar Wochen war der Schädel gefunden worden, und es war eine dieser dichten schwarzen Nächte, die im Frühling so oft vorkamen. Nicht kalt, aber über der Insel hing eine tiefe Wolkendecke, aus der es unablässig nieselte und die den Mond und die Sterne verdeckte, sie verschluckte sogar das Licht aus den Fenstern der Häuser hinter ihm. Er hatte keine Taschenlampe, aber die brauchte er auch nicht. Er war hier aufgewachsen. Auf einer Insel, die gut elf Kilometer lang und knapp fünf Kilometer breit war, kannte man mit zehn Jahren jeden einzelnen Quadratzentimeter. Diese innere Landkarte trug man bei sich, selbst wenn man fortging. Sandy lebte jetzt in der Stadt, in Lerwick, aber man hätte ihn irgendwo auf Whalsay mit verbundenen Augen absetzen können – nach ein paar Minuten wüsste er, wo er sich befand, einfach an der Art, wie sich der Boden unter seinen Füßen hob und senkte.

Er wusste, dass er zu viel getrunken hatte, beglückwünschte sich jedoch selbst dazu, dass er das Pier House Hotel noch rechtzeitig verlassen hatte. Seine Mutter war sicher aufgeblieben, um auf ihn zu warten. Noch ein paar Drinks, dann wäre er völlig besoffen gewesen. Und dann hätte er die alte Leier über Selbstbeherrschung zu hören bekommen

und über Michael, seinen Bruder, der das Saufen aufgegeben hatte. Sandy überlegte, ob er auf dem Weg vielleicht bei seiner Großmutter vorbeischauen sollte, sie würde ihm eine Tasse starken schwarzen Kaffee machen, sodass er nüchtern zu Hause ankommen würde. Sie hatte ihn Anfang der Woche angerufen und ihn gebeten, doch mal in Setter vorbeizukommen, wenn er wieder auf Whalsay wäre. Mima störte sich nie daran, wenn er ein bisschen Schlagseite hatte. Sie selbst hatte ihm eines Morgens sein erstes Gläschen eingeschenkt, bevor er sich auf den Weg zur Schule machte. Es war ein frostiger Tag, und sie hatte gemeint, der Whisky wäre gut gegen die Kälte. Er hatte geprustet und sich verschluckt, als ob es die schlimmste Medizin wäre, aber seither hatte er Geschmack daran gefunden. Mima war wohl schon mit dem Geschmack daran auf die Welt gekommen, auch wenn man ihr die Wirkung nie anmerkte. Er hatte sie noch nie betrunken gesehen.

Das Feld fiel sanft zu dem Fahrweg ab, der zu Mimas kleinem Bauernhof führte. Plötzlich hörte er einen Schuss. Der Lärm schreckte ihn kurz auf, aber er machte sich weiter keine Gedanken. Sicher war Ronald mit seiner großen Taschenlampe auf Kaninchenjagd. Er hatte davon gesprochen, als Sandy sich das Baby angesehen hatte, und es war eine gute Nacht dafür. Im blendenden Licht der Lampe blieben die Kaninchen reglos wie Statuen sitzen, als warteten sie nur darauf, abgeschossen zu werden. Es war illegal, aber auf den Inseln herrschte eine solche Kaninchenplage, dass sich niemand darum scherte. Ronald war Sandys Cousin. Gewissermaßen. Sandy fing an, über den genauen Verwandtschaftsgrad nachzudenken, aber sein Familienstammbaum war kompliziert, und er war betrunken, also verlor er den Überblick und gab es auf. Auf dem restlichen Weg nach Setter war immer mal wieder das Geräusch einer Schrotflinte zu hören.

Die Straße machte eine Biegung, und wie erwartet sah Sandy noch Licht in Mimas Küchenfenster. Ihr Haus lag in den Hang gebettet, sodass man es erst entdeckte, wenn man schon fast da war. Vielen Inselbewohnern war es ganz recht, dass es so vor Blicken verborgen war, denn es war ein ziemlich schäbiger Hof, der Garten von Unkraut überwuchert, die Fensterrahmen unlackiert und halb verrottet. Evelyn, Sandys Mutter, schämte sich entsetzlich für den Zustand von Mimas Hof und lag seinem Vater deswegen regelmäßig in den Ohren. «Kannst du nicht mal hingehen und das Haus für sie in Schuss bringen?» Aber Mima wollte davon nichts hören. «Das wird mich noch überleben», sagte sie gleichmütig. «Mir gefällt es so, wie es ist. Mit dir auf dem Hof, das wäre mir zu viel Getue.» Und da Joseph mehr auf seine Mutter als auf seine Frau hörte, behielt Mima ihre Ruhe.

Setter war der geschützte Hof auf der Insel. Der Archäologe, der letztes Jahr von einer Universität im Süden hergekommen war, sagte, auf diesem Land hätten schon seit Jahrtausenden Menschen gesiedelt. Er hatte gefragt, ob sie vielleicht auf einem Feld nahe beim Haus ein paar Gruben ausheben dürften. Ein Projekt für eine Doktorandin, hatte er erklärt. Eine seiner Studentinnen glaubte, dass es auf diesem Gelände eine Kaufmannssiedlung gegeben habe. Sie würden anschließend genau den Zustand wiederherstellen, in dem sie das Gelände vorgefunden hatten. Sandy nahm an, dass Mima es ihnen so oder so erlaubt hätte. Der Professor gefiel ihr. «Er ist ein gutaussehender Mann», hatte sie Sandy erzählt, mit funkelnden Augen. Da hatte er geahnt, wie sie als junges Mädchen gewesen sein musste. Draufgängerisch. Keck. Kein Wunder, dass die anderen Frauen auf der Insel sie mit Argwohn betrachteten.

Von dem Feld neben der Straße drang ein Geräusch her-

über. Diesmal kein Schuss, sondern ein paar gedämpfte Laute, eine Art Reißen, dann Fußgetrappel. Sandy drehte sich um und sah die Silhouette einer Kuh nur wenige Schritte entfernt. Mima war der einzige Mensch auf der ganzen Insel, der noch von Hand molk. Die anderen hatten schon vor Jahrzehnten damit aufgehört, weil es zu viel Mühe machte und die Hygienevorschriften es einem untersagten, die Milch zu verkaufen. Aber es gab Leute, die die Rohmilch nach wie vor lieber mochten und Mimas Dach reparierten oder ihr eine Flasche Whisky zusteckten, wenn sie im Tausch dafür jeden Morgen einen Krug der gelben Flüssigkeit bekamen. Sandy war sich nicht sicher, ob sie auch so scharf darauf gewesen wären, wenn sie Mima mal beim Melken gesehen hätten. Als er sie das letzte Mal dabei beobachtet hatte, hatte sie sich die Nase mit demselben schmuddeligen Geschirrtuch geputzt, mit dem sie anschließend das Euter abwischte. Soweit er wusste, war davon aber auch noch niemand krank geworden. Er selbst war mit dem Zeug großgeworden, und es hatte ihm nicht geschadet. Sogar seine pingelige Mutter schöpfte den Rahm aus der Kanne und goss ihn sich als besondere Leckerei auf ihren Porridge.

Er schob die Küchentür auf und rechnete damit, Mima in ihrem Sessel am Ofenherd anzutreffen, die Katze auf dem Schoß, ein leeres Glas neben sich, während im Fernseher irgendein brutaler Film lief. Früh schlafen zu gehen war nie ihre Sache gewesen, sie schien überhaupt kaum Schlaf zu brauchen, und sie hegte eine Vorliebe für Gewaltszenen. Sie war die Einzige in seiner Familie, der seine Berufswahl gefallen hatte. «So was», hatte sie gesagt, «ein Polizist!» Der verträumte Ausdruck in ihren Augen verriet ihm, dass sie ohne jeden Zweifel an New York, an Schießereien und rasante Verfolgungsjagden dachte. Sie war nie weiter gekommen als zu

einer Beerdigung nach Aberdeen, ihre einzige Fahrt in Richtung Süden. Ihre Bilder von der Welt stammten aus dem Fernsehen. Die Polizeiarbeit auf Shetland hatte damit nicht sehr viel zu tun, aber sie hörte sich trotzdem gern seine Geschichten an, und er übertrieb dann ein kleines bisschen, weil es sie so glücklich machte.

Der Fernseher lief auf voller Lautstärke. Mima wurde allmählich taub, auch wenn sie es nicht zugab. Aber die Katze lag allein im Sessel. Das große schwarze Tier war zu jedem außer seiner Besitzerin böseartig, eine Hexenkatze, hatte seine Mutter mal gesagt. Sandy drehte den Ton herunter, öffnete die Tür zu den übrigen Räumen und rief laut nach seiner Großmutter. «Mima! Ich bin's!» Er wusste, dass sie nicht schlief. Niemals hätte sie das Licht und den Fernseher ange lassen, außerdem teilte die Katze nicht nur den Sessel, sondern auch das Bett mit ihr. Mimas Mann war auf See verunglückt, als sie noch jung war. Gerüchteweise hieß es, sie hätte es als junge Witwe ganz schön bunt getrieben, aber seit er sie kannte, lebte sie allein.

Keine Antwort. Er fühlte sich plötzlich sehr viel weniger betrunken und ging weiter ins Haus hinein. Vom Flur gingen drei Türen zu den dahinterliegenden Zimmern ab. Er konnte sich nicht erinnern, jemals zuvor Mimas Schlafzimmer betreten zu haben. Sie war nie krank gewesen. Der quadratische Raum wurde fast ganz von einem wuchtigen Kleiderschrank aus dunklem Holz ausgefüllt und von einem Bett, das so hoch war, dass er sich fragte, wie Mima ohne einen Schemel überhaupt hineinkam. Auf dem Boden lag das gleiche dicke braune Linoleum wie in der Küche, darauf ein Schaffell als Bettvorleger, ehemals weiß, jetzt grau und ziemlich verfilzt. Die Vorhänge, ausgebleichen und schäbig, cremefarben mit einem Muster aus kleinen Rosen, waren nicht zugezogen. Auf

dem Fensterbrett stand ein Foto von Mimas Mann. Er hatte einen dichten roten Bart, sehr blaue Augen, trug Ölzeug und Stiefel und erinnerte Sandy an seinen Vater. Das Bett war gemacht und mit einem Quilt aus gehäkeltten Rechtecken bedeckt. Von Mima keine Spur.

Das Badezimmer war nachträglich an der Rückseite des Hauses angebaut worden, allerdings befand es sich dort schon, seit Sandy denken konnte. Badewanne und Spülbecken waren in einem unsäglichem Blau, aber auch hier bestand der Boden aus braunem Linoleum, teilweise von einem leuchtend blauen Hochflorteppich bedeckt. Es roch feucht und nach nassen Handtüchern. Eine riesige Spinne krabbelte um den Abfluss herum. Abgesehen davon war der Raum leer.

Sandy bemühte sich, rational zu denken. Aus seinen eigenen Ermittlungen wusste er, dass die Angehörigen immer unnötig in Panik gerieten, wenn jemand vermisst wurde. Er hatte sich oft über die ängstlichen Eltern oder Partner lustig gemacht, sobald er das Telefon aufgelegt hatte. Aber jetzt traf ihn schlagartig und unerwartet die Ungewissheit. Mima ging nie so spät aus dem Haus, nicht in letzter Zeit, außer wenn es ein Familientreffen bei seinen Eltern gab oder ein großes Inselereignis wie eine Hochzeit, und dann hätte jemand sie im Auto mitgenommen, und er wüsste davon. Sie hatte keine richtigen Freunde. Die meisten Leute auf Whalsay fürchteten sich etwas vor ihr. Er merkte, wie seine Gedankengänge entgleisten, und bemühte sich, ruhig zu bleiben. Was würde Jimmy Perez in dieser Situation tun?

Mima sperrte abends immer ihre Hühner in den Stall. Vielleicht war sie hinausgegangen, gestolpert und gestürzt. Die Archäologen hatten auf einem Gelände nicht weit vom Haus ihre Gruben ausgehoben. Sie war nicht mehr die Jüngste, und möglicherweise merkte sie den Alkohol inzwischen doch. Auf

dem abschüssigen Weg konnte sie leicht den Halt verloren haben.

Sandy ging zurück in die Küche und nahm eine Taschenlampe aus der Schublade unter dem Tisch. Sie lag dort seit der Zeit, als jedes Haus seinen eigenen Generator hatte, der nur für ein paar Stunden am Abend lief. Draußen spürte er die Kälte, den Dunst und den Nieselregen, schneidend nach der Ofenwärme im Haus. Es musste jetzt fast Mitternacht sein. Seine Mutter würde sich inzwischen fragen, wo er steckte. Er ging um das Haus herum zum Stall. Als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, reichte ihm das Licht, das aus dem Haus drang, zur Orientierung. Noch brauchte er die Taschenlampe nicht. Er hatte das Licht im Badezimmer angelassen, und das Fenster ging nach hinten hinaus. Die Hühner waren bereits eingesperrt. Er überprüfte den Riegel am hölzernen Hühnerstall und hörte, wie sie sich drinnen regten.

Am Morgen war das Wetter schön gewesen, und Mima hatte Wäsche gemacht. Die Wäscheleine war vom Haus in Richtung der Grabungsstätte gespannt. An der Nylonschnur hingen noch Handtücher und ein Laken. Sie baumelten leblos und schwer, wie die Segel eines Bootes bei Flaute. Die anderen Frauen auf der Insel nahmen die Wäsche ab, sobald das Wetter trüber wurde, aber Mima sparte sich die Mühe wahrscheinlich, wenn sie gerade beim Tee saß oder ein Buch las. Es war diese Unbekümmertheit, die manche ihrer Nachbarn so ärgerte. Was fiel ihr ein, sich nicht darum zu scheren, was die Leute von ihr dachten? Wie konnte sie nur einen so schlampigen Haushalt führen?

Sandy ging an der Wäsche vorbei zu der Stelle, wo die Studentinnen gearbeitet hatten. Ein paar Stangen, zwischen denen Schnur gespannt war, um die Grabungsfläche zu

markieren oder zu vermessen. Ein Windschutz aus blauer Plastikplane über einem Metallgestänge. Ein Haufen ausgestochener Grasnarbe, ordentlich aufgeschichtet, ein weiterer mit Erdaushub. Zwei Gruben im rechten Winkel zueinander. Er leuchtete mit der Taschenlampe hinein, aber bis auf ein paar Wasserpfützen waren sie leer. Ihm ging durch den Kopf, dass das Ganze aussah wie ein Tatort in einem der Filme, die seine Großmutter so gerne sah.

«Mima!», rief er. Seine Stimme klang sehr dünn und hoch. Sie war ihm selbst fremd.

Er beschloss, dass es Zeit war, nach Hause zu gehen, schaltete die Taschenlampe aus und machte sich auf den Weg zurück zum Haus. Von dort konnte er in Utra anrufen. Sicher wusste seine Mutter, wo Mima war; ihr entging nichts, was auf Whalsay geschah. Dann sah er, dass ein Mantel von der Wäscheleine gefallen war und zusammengeknittert im Gras lag. Er erkannte einen der Regenmäntel der Studentinnen und nahm an, Mima hätte ihnen angeboten, ihre verschlammten Sachen zu waschen. Erst wollte Sandy ihn liegen lassen – musste er nicht ohnehin erneut in die Waschmaschine? Aber dann bückte er sich doch danach, um ihn ins Haus zu bringen.

Da lag nicht nur ein Mantel. Da lag seine Großmutter, die in der gelben Jacke sehr klein aussah. Sie war kaum größer als eine Puppe, mit Armen und Beinen wie Stöckchen. Sandy berührte ihr Gesicht, das kalt und glatt wie Wachs war, tastete nach dem Puls. Er wusste, er sollte den Arzt rufen, konnte sich aber nicht von der Stelle rühren. Der Schock lähmte ihn, und er brauchte Zeit für die Erkenntnis, dass Mima tot war. Er blickte auf ihr Gesicht hinunter, das sich kreideweiß vom schlammigen Boden abhob. *Das ist nicht Mima*, dachte er. *Das kann nicht sein. Es ist irgendein schrecklicher Irrtum.* Aber natür-

lich war es seine Großmutter; er sah das schlechtsitzende Gebiss und das zerzauste weiße Haar, und ihm wurde übel. Mit einem Schlag war er ganz und gar nüchtern. Doch er traute seinem Urteil nicht. Er war Sandy Wilson, der immer alles falsch machte. Vielleicht hatte er nicht richtig nach dem Puls getastet, und in Wirklichkeit atmete sie, lebte.

Er hob sie auf die Arme, um sie ins Haus zu tragen, denn er brachte es nicht über sich, sie hier draußen in der Kälte zu lassen. Erst als er mit ihr in die Küche trat, sah er die Wunde an ihrem Bauch und das Blut.